

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 112.

Posen, den 4. November 1927.

Nr. 112.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

81. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Beethoven war von dieser Mitteilung freudig bewegt. Sollte Therese am Ende ihren Sinn geändert haben und diese Gelegenheit zu einer Aussprache mit ihm benützen?

„Wann wird sie dort sein?“ fragte er lebhaft.

Graf Franz zog seine Uhr und sagte ihm lächelnd: „Um vier Uhr! Du hast also noch mehr als eine Stunde Zeit, dich auf das Rendezvous vorzubereiten, Ludwig!“

„Ich werde pünktlich an Ort und Stelle sein; aber,“ er stockte einen Augenblick lang, „kannst du mir nicht sagen, Franz, was sie zu diesem Entschluß bewogen hat. Sie hat mir bisher all die Jahre hindurch in Wien noch niemals die Auszeichnung zuteil werden lassen, mit mir spazieren zu gehen. Das muß ja wohl etwas ganz Besonderes zu bedeuten haben, nicht wahr?“

„Möglich!“ erwiderte Graf Franz mit einem Achselzucken, „aber du kennst doch Therese, sie faßt ihre Entschlüsse immer selbst und spricht mit niemandem darüber. Ich kann dir also nichts Näheres sagen, Ludwig!“

„Schade! Ich hätte so gern gewußt, was Therese . . .“

„Das wirst du früh genug erfahren, lieber Ludwig, wenn du mit Therese durch die herrlichen Alleen des Augartens promenieren wirst. Indes hat dich, wie ich sehe, schon die Ankündigung dieser Neuigkeit in bessere Stimmung versetzt, und das ist für einen Griesgram, wie du einer bist, immerhin schon etwas! Doch jetzt muß ich gehen, Ludwig, und ich wünsche dir beste Unterhaltung mit meiner Schwester!“

Nach einem herzlichen Händedruck ging Graf Brunswid, und Beethoven beeilte sich, seine früher unterbrochene Toilette zu beenden, was ihm bei seiner nunmehr besseren Laune rascher gelang, und nach einer Viertelstunde war er bereits auf dem Wege nach dem entfernten, in der Leopoldstadt gelegenen Augarten, wo er seine geliebte Therese erwarten wollte.

Ungeduldig ging Beethoven an dem angegebenen Orte des Parks auf und nieder, und so oft vom Tor her eine weibliche Gestalt herannahte, beschleunigte er seine Schritte derselben entgegen, um immer wieder enttäuscht auf seinen Platz zurückzukehren. Eine halbe Stunde verging so, und die vorher so rostige Stimmung des Wartenden war einer Nervosität gewichen, die Beethoven immer rascher auf und nieder laufen ließ, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zog.

Zum Glück hörte Beethoven nicht die verschiedenen Äußerungen der Leute, die ihn zum Teil kannten. „Ein armer Narr!“ sagte der eine. „Sicher ein unglücklich Verliebter,“ der andere. „Das ist ja der Beethoven, der närrische Musikant,“ bemerkte ein Dritter, der mitleidig auf den aufgeregten Mann hinsah.

Wismütig lehnte sich Beethoven an einen alten Eichen Baumstamm und sah nachdenklich zu Boden.

„Da bin ich, mein lieber Ludwig!“ tönte eine sanfte Frauenstimme plötzlich auf ihn ein.

„Du hast mich lange genug warten lassen, Therese,“ sagte er, seinen Groll unterdrückend. „Du weißt wohl nicht, wie schmerzlich das Warten ist.“

„Ob ich es kenne? Du hast mich oft genug und noch vergeblich warten lassen, Ludwig, und heute bin ich übrigens pünktlich nach meiner Ansage gekommen.“

„Die Ungeduld trieb mich früher vom Hause fort,“ Therese, weil Franz mir sagte, du wolltest mich hier sprechen? Das muß wohl etwas Besonderes zu bedeuten haben!“

Therese nickte mit ernster Miene und sah ihn dann bedeutsam an.

„Wollen wir nicht durch die Alleen promenieren, Ludwig? Man spricht leichter im Gehen, denke ich, und hier können wir keinesfalls stehen bleiben, denn die Leute sehen einen so an, um so mehr, als viele dich kennen!“

Ohne darauf zu erwidern, setzte sich Beethoven in Bewegung, und sie schritt an seiner Seite gleichfalls stumm die lange, von hohen alten Bäumen bestandene Allee dahin, die sich vom Schlosse gegen die Brigittenau hin erstreckte.

Von Zeit zu Zeit warf Beethoven auf Therese und diese auf ihn einen verstohlenen Blick, als wartete einer auf den anderen, mit dem Reden zu beginnen. So gingen sie stumm bis zum Ende der ziemlich langen Allee, wo Beethoven ganz unvermittelt mit einem Male stehen blieb.

„Ich denke, du wolltest mir etwas mitteilen, Therese!“

„Gewiß will ich das, aber . . .“ Sie stockte und sah ihn mit einem hilflosen Blick an.

„Unter Brautleuten ist das ein seltsamer Verkehr,“ sagte Beethoven bitter.

„Du hast wohl recht. Doch wir sind eben ein seltsames Paar, Ludwig!“

„Soll das ein Vorwurf für mich sein?“

„Keineswegs — eher für mich selbst!“ sagte sie errotend, „und darum weiß ich nicht, wie ich damit beginnen soll.“

Wieder versank Therese in ernstes Schweigen und sah ihn aus einem langen, langen Blick an, in dem ebensoviele Liebe als sichtbares Mitleid lag.

„Therese,“ rief er, sie an der Hand fassend, „ich verstehe dich nicht!“

„Das glaube ich dir, Ludwig — verstehe ich mich oft selber nicht, und gerade heute, wo ich im Begriffe bin, dir alles zu sagen, was mein Herz bewegt, alles, was uns für alle Ewigkeit bindet und trennt, Ludwig!“ Tränen erstiketen ihre Stimme, und sie hielt, von ihren Gefühlen überwältigt, inne.

Beethoven sah ergriffen auf sie hin.

„Therese, was soll das alles; deine Worte, deine Tränen? Bist du denn nicht glücklich im Gefühle unserer Liebe?“

„Bist du es, Ludwig?“ fragte sie ihn ernst zurück.

„Ich — ich?“ sagte er, von der Gegenfrage verwirrt. „Was ist denn Glück? Manchesmal fühle ich es, als

wäre ich über alles irdische Leid und Mühsal erhaben, ich wähne mich im Himmel und dann — dann wieder kommt es wie Verdammnis der Hölle über mich, und ich fühle mich als der Unglücklichste aller Menschen!“

Er hatte die Worte in düsterem Tone herausgestoßen, und seine Augen glühten in einem fast unheimlichen Feuer, während sein Blick auf der weinenden Therese ruhte, die sein Himmel und seine Hölle war.

Therese trocknete ihre Augen und schien nach Fassung zu ringen.

„Du hast die richtigen Worte gefunden, Ludwig — wie beide kennen nur Himmel und Hölle, für ein gewöhnliches irdisches Dasein sind wir nicht geschaffen!“

Bewegt legte sie ihren Arm in den seinen und zog ihn mit sich fort.

„Jetzt kann ich mit dir reden, Ludwig, nachdem du das Wort ausgesprochen, das ich nicht gleich zu finden wußte. Nun sollst du alles hören, was da drinnen lobert und tobt, und wir wollen klug sein und weder mit dem Himmel rechten noch die Hölle herausfordern!“

„Du spannst mich auf die Folter, Therese!“

„Diese Folter trage ich seit Jahren in meinem Herzen, Gesteht! Du ahnst es nicht, was ich unter unserer Liebe zu leiden hatte, seit dem Tage, an dem ich dich kennen lernte, welche Seelenkämpfe ich durchmachte, bevor ich es mir zu gestehen wagte, daß ich dich liebe. Als du mir das erstemal entgegenstatest, da fühlte ich es: Du, du bist mein Schicksal! Ich wehrte mich gegen den Gedanken, aber alles war vergeblich — ich gehörte dir mit ganzer Seele, mit all meinem Fühlen und Denken!“

Erschüttert von den Worten Thereses und mehr noch von dem hinreißenden Tone, in dem sie sprach, sah Beethoven auf die Geliebte hin.

„Wie namenlos glücklich macht mich dieses Geständnis, das ich immer geahnt und gefühlt habe,“ sagte er beglückt und dennoch bebend, als fürchtete er den Nachsatz, der nun kommen mußte. „Was sollen aber deine Worte, heute, gerade hier, — mir ist es ein Rätsel, Therese!“ Drängend und flehend sah er auf ihre Lippen, die in namenloser Erregung zuckten, als kämpften sie gegen das, was sie nunmehr verkünden sollten.

„Ein Rätsel? Ja, das ist es — ein Rätsel bin ich mir selbst, und ganz unlösbar steht die gewaltige Frage vor mir: Was soll unser beider Schicksal sein?“

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und sah mit feuchten Blicken vor sich hin.

Beethoven ergriff ihre beiden Hände und zog sie sanft an sich.

„Therese! Ich ahne es, daß du mit dir einen schweren Kampf führst. . . . Laß mich nicht länger raten; sage mir frei heraus, was du mir zu sagen hast; ich will es ertragen, wie ich bisher alles getragen habe, was mir das Geschick auferlegt hat.“

„Ich danke dir, Ludwig!“ sagte Therese mit einem Seufzer der Befreiung. „Du machst mir die Sache damit leichter, da ich sehe, daß du gefaßt bist, etwas zu hören, was wohl im stärksten Gegensatz zu dem steht, was ich früher sagte!“

Er sah sie mit einem fragenden Blick verzweifelt an. „Ich kann niemals die Deine werden, Ludwig!“ sagte Therese ernst und hart.

„Und warum nicht?“ kam es fast klanglos von den zuckenden Lippen Beethovens.

„Weil wir beide trotz aller Harmonie des Geistes und des Herzens nicht zueinander passen, Ludwig! Es klingt zwar paradox, aber es ist nur zu sehr wahr. In hundert schlaflosen Nächten habe ich mir das Leben an deiner Seite im Geiste ausgemalt, alle deine guten Eigenschaften habe ich erwogen, dein gutes Herz, deinen hingebenden Sinn für alle, die dir im Leben nahestanden, deine tiefe Liebe zu mir, von der du mir tausendfältig Zeugnis gegeben, mein guter Ludwig. . . .“

„Halt ein, Therese!“ schrie Beethoven voll Wehmut und Bitterkeit auf, „jedes deiner Worte schneidet mir tief

ins Herz, und es erfäßt mich ein Grauen, wenn ich daran denke, daß auch ich die gleichen Gedanken hegte — daß ich dich liebe, wie nur jemals ein Weib geliebt wurde und daß mich trotzdem immer ein ahnungsvolles Bangen überfällt, wenn ich daran denke, daß du die Meine werden sollst, daß wir unser Schicksal für immer aneinanderketten sollen, zwei Menschen, die wohl kaum dazu geschaffen sind, Ketten zu tragen!“

Beethoven hielt inne und sah Therese mit leuchtenden Augen an, die ihr verkündeten, daß er noch lange nicht alles gesagt habe, was ihm auf dem Herzen lag und daß er, trotz ihrer deutlichen Absage, wußte und fühlte, daß sie beide unlösbar zusammengehörten, trotz alledem.

„Ludwig!“ rief Therese wie beglückt auf. „Wie sehr empfinde ich es jetzt, daß wir zwei gleichgesinnte Seelen haben, die selbst im Auseinandertreiben ihre Harmonie bewahren. Wie grausam ist das Schicksal, daß es uns nicht völlig glücklich werden läßt und unserer Liebe nicht jenes Glück widmet, wie es Tausenden anderen zuteil wird, daß es uns vereint. . . .“

„Therese!“ unterbrach sie Beethoven ernst. „Wir sprechen doch nicht als hitzige verliebte Wirbelköpfe, sondern als kluge, denkende Menschen, die sich über alle Gefühle und Umstände im klaren sind — liegt bei dir irgendein Grund vor, der dich veranlaßt, mir dieses Geständnis mitzuteilen, gerade heute — und so unvermittelt mitzuteilen? Das ist die einzige ungelöste Frage für mich, das Einzige, was ich von dir wissen will, bevor wir endgültig auseinandergehen?“

„Am Gottes willen!“ fuhr Therese erschrocken auf. „Wer spricht vom Auseinandergehen? Es soll alles so bleiben, wie es bisher war, Ludwig; in jeder Hinsicht, nur das eine wollte ich dir eben klar herausagen, daß ich niemals. . . .“

„Frau von Beethoven werden will,“ ergänzte er mit einem bitteren Lächeln. „Es mag freilich wenig Verlockendes an sich haben, die Gattin eines nervösen und zerfahrenen Griesgramms zu werden, wie ich einer bin, sein Leben an einen Menschen zu binden, der nicht einmal sich selbst, geschweige denn seiner Frau angehören kann, weil er mit dem Kopf in überirdischen Regionen steckt. Meine Taubheit mag auch keinen besonderen Anreiz im Verkehr bieten. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Jugendbriefe von August Strindberg.

Dr. Edward Brandes veröffentlicht eine Reihe von Jugendbriefen August Strindbergs, die aus den achtziger Jahren stammen und ein getreues Bild des ewig tätigen, rastlosen Geistes und der zerrissenen Stimmung dieses großen schwedischen Dichters geben. Es zeigt sich in diesen Briefen, wie sehr alle Anschauungen Strindbergs von seiner momentanen Stimmung und Einstellung abhängig sind. Bald ist er Anti, bald Pro, und wie in einem Kaleidoskop wechseln seine Meinungen. Alle seine Freunde äußern übereinstimmend, wie schwierig es war, mit ihm umzugehen; sie wußten nie, wie er eigentlich stand. Zudem fehlte ihm jeglicher Humor. Gleichgewicht besaß er gar nicht, — das haben wohl schmerzlicher als alle andern Menschen gerade die Frauen erfahren, die Strindberg liebte und zu seinen Lebensgefährtinnen machte. Es mag nicht leicht gewesen sein, mit Strindberg verheiratet zu sein. Es ist ein gutes Beispiel, besonders interessante Stellen aus den veröffentlichten Briefen heraus.

18. Febr. 82. . . . Ich habe gerade gestern dem Neuen Theater ein fünfsätziges Märchenstück eingereicht!! Handelt von nichts Geringerem als dem ganzen Menschenleben: Sentimentalität, Satire, Ernst, alles möglich. Jetzt werden wir abwarten.

12. 3. 82. . . . Lieber Freund, längst hätte ich dir für dein Stück danken sollen, aber, aber: zehntausend Dinge im Kopf und eine weitläufige Korrespondenz. Es ist ein gutes Stück, aber glaube mir: du hast unter dem verdamnten Einfluß geschrieben, der durch den Gedanken an eine Aufführung auf dem Theater, das die besten Schauspieler hat, entsteht: dem Königlichen. (Dem königlichen Theater in Kopenhagen.) Ich, der ich hier gänzlich mit derartigen gebrochen und mich ganz dem Neuen Theater (Stockholm) ausgeliefert habe, fühle sehr wohl, was ich gepöfert, fühle aber auch, was die Schriftsteller-Persönlichkeit gewonnen hat. In „Glückspeeters Reise“ habe ich die Flügel geweiht und aus voller Brust geatmet! Und welcher Genuß war das Schreiben, ohne an Bühnen oder Direktoren zu denken, sondern in

der Gewißheit, daß das Stück jenigen Leben bekommen würde! — Aber ich wollte von deinem Stück sprechen. Du bist nicht frei gewesen. Du mußt Theaterdichter sein, denn das Theater ist eine höllische Waffe, aber radikal mußt du sein! Keine Kompromisse, keine Fusionen! Es ist ja Teufelskram, daß der Staat ein Hoftheater unterhält, das die besten Schauspieler anzieht, und daß die Zensur über die Stücke Macht haben soll, — dann weiß man Bescheid. . . . Anni Wickell, dessen Namen du vielleicht gehört hast, der Malhustianer und August Strindberg gedenken zusammen mit einem neuentdeckten Jung-Schweden eine absolut radikale Zeitschrift herauszugeben. Hast du — wie auch deine Freunde — irgend welche Interessen wahrzunehmen, so seid Ihr willkommen. Hüthst du, daß du irgend etwas auf dem Herzen hast, was einer Pressezwang zu drücken verhindert, so schide es mir! — Grüße Jacobsen und sage ihm, daß er allein Marie Grubbe für die Bühne einrichten kann, denn niemand außer ihm kann den Ton der Sprache treffen. Es wird ein vortreffliches Schauspiel werden, das von allen Primadonnen begierig aufgegriffen werden wird.

11. Mai 82. . . . Es ist, wie ich gesagt habe, leichter, ein Stück zu schreiben, als es aufgeführt zu bekommen, was das Schwierigste ist, was ich mir überhaupt vorstellen kann. . . . Du siehst jetzt wohl mitten in der Politik, denke ich mir. Wenn du deine Halbheiten satt hast, so reise, vergiß den ganzen Kram und schreibe hinterher! Jetzt ist die Luft um dich her bestimmt zu scharf für eine dichterische Tätigkeit. Kurriere dich mit meinen Mitteln! Lies niemals Zeitungen, — das gibt einen orientalischen Frieden!

26. Juli 1882. . . . Ich verlasse Schweden nicht aus Angst oder aus Mißvergüngen mit der Kritik; ich gehe fort, um von Freunden verschont zu sein, und damit meine Frau und Kinder gegen gemeine Verfolgungen geschützt werden, die sie nicht ertragen können. Meine literarischen Gegner — die Idealisten! — haben viele eigentümliche Methoden, meine Angriffe zu beantworten; sie beschimpfen meine kleinen Töchter auf Spaziergängen, sie schiden Postkarien mit Unflätigkeiten; die liebenswürdigsten schreiben anonyme Briefe; die schlimmsten legen meiner Frau auf ihrer Laufbahn Hindernisse in den Weg — sie ist leider Schauspielerin —; die allerbesten kaufen alte Schuldscheine auf — ich bin mit schlechten Finanzen geboren — und schikanieren mich, wenn ich fort bin; die feigsten beschmutzen meine Visitenkarten und schlagen Plakate an die Wohnungstür! Das stört meine Arbeit und macht mich betrübt; deshalb reise ich, um zurückzukehren, wenn eine Partei entstanden ist. Ueber meine wirtschaftliche Lage werden dich einige Angaben interessieren: „Das rote Zimmer“, das schon einen unerhörten Absatz hatte, brachte mit allen vier Auflagen — 8000 Exemplaren — 2200 Kronen. Es dauerte dreiviertel Jahr, es zu schreiben. Heutzutage kann man mit Frau und Kindern nicht unter 6000 Kronen leben. Wieviel habe ich in diesem Jahr pumpen müssen! „Meister Dlof“, der einen großen Erfolg hatte, brachte 750 Kronen ein. Die Arbeit von zehn Jahren. . . . Jetzt habe ich eine neue Arbeit vollendet, die Fortsetzung vom „Roten Zimmer“, Satiren in reiner Prosa; wird im Herbst herauskommen. Halte das geheim! Ich teile vollkommen deine Meinung über den „Glücks-peter“. Aber die Diebe hat für mich das selbe bedeutet wie für Peter. Als das ganze Leben Dreck war, und ich keine zwei verfaulten Preiselbeeren fürs Weiterleben gegeben hätte, fand ich eine Frau — ich hatte vorher schon viele gefunden! —, und das Leben bekam Wert. Das ist alles! . . .

Im ganzen wirken diese Briefe so eigentümlich lebendig, als seien sie nicht vor fünfundsiebzig Jahren geschrieben. Sollen die Fortschritte, die wir inzwischen gemacht haben, doch nicht so ungeheuer sein, wie sich manche unter uns bisweilen einbilden?

Das große Los.

Humoreske von Burkhard Münch.

Herr Gitschin hatte von der mehr oder weniger holdseligen Göttin Fortuna einen Wink bekommen, der in keiner Weise mißgubersahen war.

Man denke sich: In drei aufeinanderfolgenden Nächten hatte Herr Gitschin ein seltsames Traumgesicht. Er sah, wie sich von einem hohen Berge undurchdringliche Nebelmassen zu Tal wälzten. Und jedesmal, wenn der Berggipfel frei und gigantisch in den Himmel ragte, erschien auf ihm eine Ziffer, klar und deutlich geschrieben, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet. Und — o Wunder! — in allen drei Nächten war es dieselbe Ziffer. Herr Gitschin hatte ein gutes Gedächtnis. Was er dreimal gesehen, vergaß er nicht wieder.

Und so stand denn heute, am Tage nach dem dritten wunderlichen Traum, die Zahl 15 157 immer und immer vor seinem geistigen Auge. O, Herr Gitschin wußte genau die Bedeutung dieser geheimnisvollen Zahl!

„Du mußt in der Lotterie spielen!“ sagte er zu sich. „Du bist ein Glücksvogel, von Fortuna gesegnet. Du wußt die Nummer 15 157 spielen!“

Das war nun leichter gesagt als getan. Woher die Nummer 15 157 holen? In sechs Tagen sollte die Ziehung sein. Vielleicht war die Wundernummer schon längst ausgegeben. Aber Herr Gitschin ließ sich nicht irren machen.

Er besuchte mit wahren Feuereifer alle Lotterie-Einnehmer der Stadt. Ohne Erfolg. Die gewünschte Nummer 15 157 war nicht aufzutreiben. Am anderen Morgen reiste Herr Gitschin

nach Berlin. Es war doch allzu selbstverständlich, daß sich Losnummer 15 157 noch in Berlin herumtrieb. Herr Gitschin hatte schwere Arbeit. Drei Tage suchte er. Wieder ohne Erfolg.

Dann gab er das Suchen auf. Tausend goldene Träume sah er trauernd in den Orkus sinken. Den Glauben an Fortuna hat er für immer verloren.

So kam der Vorabend der Ziehung heran. Herr Gitschin saß verbrieht bei seinem Glase Bier, dachte an nichts und war geladen wie ein Pulverfaß.

„He, he! Herr Nachbar! Woll'nje nich en Los kaufen?“ rief da plötzlich ein Kerl vom Nebentisch herüber. Doch Herr Gitschin fuhr gereizt auf und brüllte den Burschen, der etwas zu tief ins Glas geschaut hatte, in einer Form an, die man nicht mehr salonfähig nennen konnte. „Ich kaufe keine Lose,“ schrie er, „alles ist Schwindel!“

Doch der liebe Nachbar ließ sich nicht beirren. Er wollte das Geld „flüssig“ machen, das er in dem Lose festgelegt hatte. So sagte er. Er hielt das Los hoch in Händen und suchte nach einem Interessenten.

Wie von ungefähr fiel der Blick des Herrn Gitschin auf die Losnummer, die in großen Buchstaben und quer über das Los geschrieben war. War es ein Spuk oder Wahrheit? Herr Gitschin traute seinen Augen nicht. Da stand ja die Nummer, die er so schmerzlich gesucht hatte. Er las es ganz deutlich: Nr. 15 157. Wie ein Tiger stürzte er sich auf das Los. Er warf dem zeitigen Besitzer des Kleinods einen Fünzigger auf den Tisch und stürmte nach Haus. Und wartete in banger Ungeduld auf den neuen Tag, der ihm das Glück bringen sollte.

Endlich war er da, der sehnsüchtig erwünschte Tag. Herr Gitschin machte sich voller Freude auf den Weg, um in der nahen Stadt sein Glück zu vernehmen. Und siehe da! war es Zufall, war es Bestimmung — Herr Gitschin gewann — das große Los? — nein — keinen roten Heller.

Portiers.

Von Jeanne Veilhade.

Man behauptet, die Kalamität von Paris seien — die Portiers! Ich dagegen behaupte, die Kalamität der Portiers ist — Paris! Kurz gesagt, man beklagt sich über die Pariser Portiers, weil — man sie zu viel sieht.

Mit gleicher Berechtigung könnte man sich über die Berliner Portiers beklagen, weil — man sie zu wenig sieht!

Aber warum die Portiers in dieser Weise „beschuldigen“ . . . Es sind arme Leute, die ihre Dienststellung ausfüllen, nicht wie es Ihnen paßt, sondern je nach den Gebräuchen ihres Landes. Sprechen wir vielmehr von den Mietern . . . von all ihren Freunden . . . von all ihren Lieferanten . . .

Sprechen wir von Gebräuchen von Paris! Sprechen wir von der Sklaverei der Portiers . . . in Paris!

Den ganzen Tag sind es dieselben Fragen:

„Wohnt hier Madame Dupont?“

„Wie hoch wohnt Monsieur Levy?“

„Ist Monsieur Martin zu Hause?“

„Und Madame?“

„Und die Dienstmädchen?“

„Kommt Monsieur früher nach Hause als Madame?“

Den ganzen Tag klopft es an die Tür!

Immer ist irgend jemand da, der an die Tür klopft!

Und glauben Sie mir, durchaus nicht alle diese „Fragesteller“ sind liebenswürdig . . . oder auch nur höflich . . .

Es gibt eine gewisse Sorte von Leuten, die ihr Mißvergüngen am Portier auslassen, wenn seine Antwort ihr Programm stört!

Und erst des Nachts . . .

Sie glauben, daß sie des Nachts zur Ruhe kommen . . .

Madame Duponts Gäste klopfen um Mitternacht, um ein

Uhr . . . damit man sie hinausläßt.

Monsieur Levy klingelt um zwei Uhr, wenn er nach Haus

kommt, damit man ihn hereinläßt.

Madame Martin hat um zehn Uhr geläutet.

Monsieur Martin war irgendwo zu einer „geschäftlichen

Sitzung“ (1), die sich bis tief in die Nacht hinein ausgezehnt hat . . .

Und so geht es fort . . .

Die ganze Nacht klopft und klingelt es an der Tür!

Immer ist irgend jemand da, der an der Tür klopft und

klingelt!

Sie werden sagen:

„Aber dafür werden sie doch bezahlt.“

Jawohl, sie werden bezahlt, sie haben Wohnung, Beleuchtung,

Beheizung, mehr oder weniger schlecht, je nach dem Hause!

„Sie bekommen Geld von den Mietern.“

Ja, gewiß!

Aber werden wir nicht schließlich alle bezahlt, um das zu tun,

was wir tun.

Und haben wir immer ein Vächeln dafür?

Ich möchte einmal das Gesicht der Mieter sehen, wenn man

sie an die Stelle der Portiers setzen würde.

Ich möchte ihre Liebenswürdigkeit auf die Probe stellen, selbst

wenn man sie „bezahlen“, ja, selbst wenn man sie „gut bezahlen“

wollte.

Ich merke, daß dies eine Verteidigungsschrift für die Pariser

Portiers wird.

Denn sehen Sie, ich finde den schlechten Ruf, den sie genießen,

ungerechtfertigt — sie bilden die Pflanzscheibe unzähliger Wäse, seit

sie existieren.

Und dabei konnte man unendlich mannigfaltigere Wiſe über die Mieter machen, und mit bedeutend mehr Berechtigung!

In Berlin fehlt die Quelle für Wiſe, weil es in Berlin keine „verflachten“ Portiers gibt.

Es iſt ein wenig ſchwierig, ſich an dieſen Wechſel zu gewöhnen, wenn man aus Paris kommt.

Es iſt ein wenig kompliziert, in den meiſten Fällen niemanden zu finden, an den man ſich um Auskunft wenden kann . . .

Es iſt ein wenig kompliziert, daß wir unſere Freunde telephonisch bitten müſſen, uns ins Haus zu laſſen.

Und daß dieſe Freunde ſpäter mit uns hinuntergehen müſſen, um uns wieder herauszulafſen.

Es iſt höchſt unangenehm für eine Dame, daß ſie gezwungen iſt, in ihrem kleinen Handtäſchen den großen Hauſchlüſſel mit ſich herumzutragen.

Aber alles in allem genommen ſind dieſe kleinen Unbequemlichkeiten für die Mieter ſehr erträglich.

Viel erträglicher jedenfalls als die Tyrannei der Mieter gegenüber den Portiers . . . in Paris.

Aber es würde mich außerordentlich freuen, wenn alle Damen von Berlin ſich mit mir zuſammentun wollten, um die Hauſbeſitzer zu bitten, daß ſie die Schlüſſer an den Hauſtüren ändern laſſen: man muß kleine Schlüſſel haben für die kleinen Handtäſchen!

Und ſei unſer Täſchen nun groß oder klein, auf jeden Fall widerſprechen die großen Schlüſſel jeder Eleganz!

Wir Frauen proteſtieren gegen den großen Hauſchlüſſel!

Aus aller Welt.

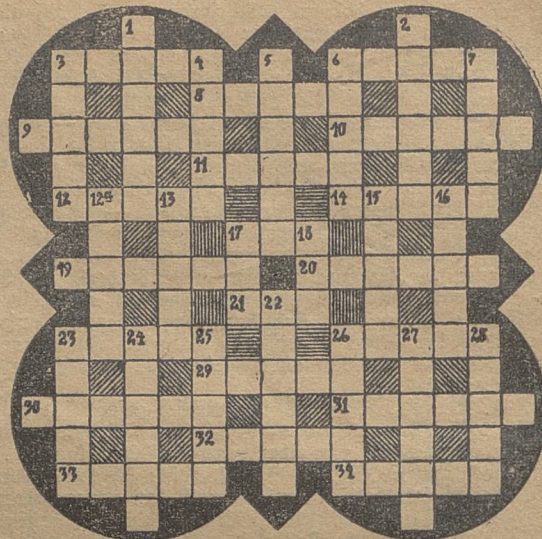
Blühende Tiere. Wenn man den Pelz eines Faultieres betrachtet, ſo ſieht man darin kleine, graue Flecke, die man zunächſt für Holzstückchen halten könnte. Sie ſind eine beſondere Art von Algen und Flechten, die im Regen anfangen zu grünen, und hüllen das Tier ſo in einen ſchützenden zarten Schleier, dienen alſo der Mimikry. Dieſe Selbſtverteidigung hat das Faultier notwendig, da es, angegriffen, kaum daran denkt, ſich zu verteidigen. Es iſt einfach zu faul dazu. Wenn es von einem Jaguar oder einer Schlange angegriffen wird, dann ſchnappt es nur ganz langſam mit ſeinem Maul und ſchlendert gelangweilt einen Arm hin und her, dem jedes Tier ausweichen kann, wenn es nicht gerade — ein Faultier iſt. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß es in dem kampferfordernden Urwald blüht und gedeiht. Bei Brockhaus iſt ſoeben ein Buch erſchienen, in dem ſich prächtige Naturſchilderungen finden: William Beebe, „Dschungelleben. Forſcherfreuden in Guayanas Urwäldern“; ein Kapitel behandelt die Psychologie des Faultieres. Wenn dieſes Tier ſeinem Sport, dem Schlaf, huldigen will, klettert es hoch bis auf die äußerſte Gabelung der Bäume und hängt ſich da mit allen Beinen an einen Aſt. Wenn ein Faultier einmal ſeine Faulheit abſtreifen will, was allerdings ſehr ſelten vorkommt, dann — gerunzt es. Dieſer Laut iſt ganz merkwürdig und dabei ſo hauchredneriſch, daß man nie weiß, woher oder von wem er kommt. Trotz aller natürlichen Schutzmittel kommt es vor, daß Feinde das ſchlafende Faultier entdecken. Der Jaguar mittelt die Loſung unter dem Baum und klettert eilig hinauf; ein Adler ſieht aus ſchwindelnder Höhe, wie ein vermeintliches Raubbüſchel ſchlafend den Arm ausſtreckt und ſich krast — etwas, was ein Raubbüſchel nicht tun ſollte —, und ſchon läßt ſich der große Vogel in der Nähe des Faultieres nieder. Aber dieſes kümmert ſich nicht um ihn, es ſchläft ruhig weiter. Es weiß, es kommt ihm ſo leicht keiner bei. Denn niemand kann ein Faultier einfach an den langen Rückenhaaren packen und herunterziehen, es klammert ſich ſo feſt mit ſeinen zwölf Krallen in den Aſt, daß man entweder den Aſt abſägen oder die langen Haftenklauen eine um die andere ablösen muß. Beide Möglichkeiten kommen für die Angreifer, Katzen oder Adler, nicht in Frage. Aber noch andere Verteidigungsmittel beſitzt das Faultier. Es hat etwa zwanzig Rippen, die ungewöhnlich breit und flach ſind. Um dieſe Rippen ſpannt ſich eine zähe Haut, die ſo dick iſt, daß ein Indianerſpeißel davon abprallt, ohne ſie auch nur zu ritzen. So muß mancher Jaguar trotz mühevoller Verſuche unverrichteter Sache wieder abziehen, er kann von dem ſchwankenden Zweig aus das verfilzte Haar, die zähe Haut und das Knochengitter nicht durchſchlagen: die lebenswichtigen Organe dieſer ruhigen Bürger ſind von der Natur aus wunderbar geſchützt.

Zum Kopferbrechen.

Silben-Räſſel.

Aus folgenden 40 Silben:
bing — de — don — dra — e — ein — el — est — ge — gen — ho — i — im — las — le — mann — mel — mö — ners — no — nung — o — o — pa — pa — pitz — qui — rich — rus — seg — sisch — so — son — tag — thie — tun — vel — wam — wig — zo ſind 15 Wörter zu bilden, deren erſte und vierte Buchſtaben, dieſe von unten nach oben geleſen, ein in letzter Zeit beobachtetes Naturereignis nennen. — Die Wörter bedeuten: 1. Wochentag, 2. Flugzeugführer †, 3. Fahrzeug, 4. Indianerhütte, 5. öſterreichiſchen Fluß, 6. Stadt in Weſtpreußen, 7. Hieb- und Stichwaffe, 8. kirchliche Handlung, 9. Sprache, 10. modernes Heilverfahren, 11. deutſchen Dichter, 12. Wurſleine, 13. nordaſtiſche Steppe, 14. gepflasterten Fußboden, 15. Dichtung.

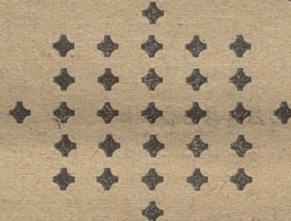
Kreuzwort-Räſſel.



Senkrecht: 1. deutſcher Tanz, 2. Spottgedicht, 3. Uff, 4. Schichtfuchen, 5. Staatsabgabe, 6. Fiſchereigerät, 7. Metallſtift, 12a. Schlachtort des Weltkrieges (in Flandern), 13. Urwaldbewohner, 15. Vorbild, 16. nützlichſes Inſekt, 17. Stadt an der Donau, 18. weiblicher Vorname, 22. Land in Aſten, 23. weiblicher Vorname, 24. tſchechiſcher Komponiſt, 25. Tageszeit, 26. Schiffsſteil, 27. Fluß in Oſtpreußen, 28. Weinreſt;

wagerecht: 3. Beginn eines Wettrennens, 6. Salz, 8. Himmelsrichtung, 9. Schulgefängnis, 10. heiße Quelle, 11. Vogel, 12. nordaſtrianiſcher Meerbuſen, 14. Nebenfluß der Weichſel, 17. Kanton, 19. Gotteshaus, 20. Meißnerbayer, 21. Mädchenname, 23. indiſcher Gott, 26. mitteleuropäiſcher Gebirgszug, 29. deutſches Land, 30. fürbiſartige Frucht, 31. Vertrauen (zur Zahlungsfähigkeit), 32. inneres Organ, 33. männlicher Vorname, 34. Märchenfigur. O. L.

Magiſche Figur.



Die Buchſtaben a a a a a b b d d e e o o g g i i l l l l m m m n n n u u u u ſind nach vorſtehendem Schema ſo an ordnen, daß die wagerechten und entſprechenden ſenkrechten Buchſtabenreihen gleichlautende Wörter ergeben:

1. Schmelzglas, 2. Nebenfluß der Elbe, 3. ſagenhaftes Schwert, 4. nordgermaniſche Göttin, 5. deutſchen Dichter. —es.

Scherzräſſel.

Ich will dich jetzt nach einem Namen fragen
Von einer Dame, die eint all' mein Glück. —
Will ſehen, ob du auch gewiß wohl biſt! —
Als Anhaltspunkt will ich dir dieſes ſagen: —
Wenn du von rückwärts ihren Namen lieſt,
Haſt du ein Gl. — Nun, merkt du ſchon den Trick?

Auflöſung Nr. 19.

Magiſche Figur: „Wenn weiſe Männer nicht irren, müßten die Narren verzmehren.“

Arithmetiſche Scherzaufgabe: $Ur + (Neger - Ger) + (Gero - er) + (Ring - th) = Urne Borg$ (ſchwediſcher Meißerſchwimmer.)

Kammerräſſel:

R	U	D	L	W	A	G	E	N	E	R
u	e	e	u	o	u					
e	s	i	l	v	g					
t	s	z	d	i	b					
t	a	e	z	y						
	u	n	n	e						

b) 1. Ruett, 2. Dessau, 3. Wolfen, 4. Gulden, 5. Novizo, 6. Rugby. — Rudi Wagner; Tunney.

Räſſelſprung:

Wie heißt das ſchlimmſte Tier mit Namen?
So frag' ein König einen weiſen Mann.
Der Weiſe ſprach: Von wilden heißt's Tyrann
Und Schmeichler von den zahmen. (Beſſing.)

Buchſtabenräſſel: 1. Braunsberg, 2. Gelangen, 3. Herdingen, 4. Tangermünde, 5. Heidelberg, 6. Oberſwalbe, 7. Naumburg. — BEUTHEN.

Verantwortlich: Hauptſchriftleiter Robert Styrz, Pognau.